

Zusammenfassung

Langzeitfolgen manifester Kindheitsbelastungen wie sexueller Missbrauch oder körperlicher Misshandlung wurden in einer Vielzahl von prospektiven und retrospektiven Untersuchungen gesichert. Sie zeigen sich unter anderem in erhöhten Raten psychiatrischer Erkrankungen oder geringeren Werten in Maßstäben zum allgemeinen Wohlbefinden Erwachsener. In ähnlicher Weise, aber in geringerem Ausmaß zeigen Untersuchungen zu Eltern-Kind-Beziehungen langfristige Folgen bis ins Erwachsenenalter. Bisher standen diese Forschungsrichtungen relativ unverbunden nebeneinander.

In der vorliegenden Schrift werden theoretische und empirische Forschungsergebnisse beider Richtungen zusammengefasst. Im empirischen Teil wird eine Analyse vorgestellt, in der ein Belastungsscore aus vier manifesten Kindheitsbelastungen (sexueller Missbrauch, körperliche Züchtigung, körperliche Gewalt zwischen den Eltern und Trennung der Eltern) sowie eine detaillierte Beschreibung der Eltern-Kind-Beziehungen simultan zur Erklärung aktueller psychischer Symptome (Symptomcheckliste) herangezogen werden. Die Analyse basiert auf einer Querschnittserhebung in einer Stichprobe von 400 Patienten aus der Primärversorgung mit einem Durchschnittsalter von 40 Jahren. Zwischen der Kindheit und dem Zeitpunkt der Befragung lagen bei den untersuchten Patienten in der Regel mehr als 25 Jahre.

Als Ergebnis zeigen 6 von 14 erfassten Dimensionen der Eltern-Kind-Beziehungen sowie das Vorhandensein manifester Kindheitsbelastungen signifikante Assoziationen zur Befindlichkeit als Erwachsener. Der stärkste beobachtete Effekt geht von "Rollenumkehr - Mutter" aus. Weiterhin zeigen mütterliche und väterliche Liebe, mütterlicher Ehrgeiz und mütterliche Strafe sowie väterliche Kontrolle signifikante Effekte auf das Befinden Erwachsener. Weitere drei Dimensionen der Eltern-Kind-Beziehungen wurden getestet, zeigten sich jedoch nicht mit dem Befinden Erwachsener assoziiert.

Unter Berücksichtigung der langen Zeit, die zwischen der Kindheit der Patienten und der Befragung vergangen sind, sind die zum Teil deutlichen und hochsignifikanten Assoziationen, insbesondere zu Eltern-Kind-Beziehungen, beeindruckend. Interpretiert man diese Ergebnisse kausal, was beim derzeitigen Forschungsstand allerdings mit gewisser Zurückhaltung erfolgen sollte, so stellen die Eltern-Kind-Beziehungen einen nicht zu unterschätzenden Einfluss für das Wohlbefinden im späteren Leben dar.

1 Einleitung

Die wissenschaftliche Erforschung von Kindheitsbelastungen ist ein relativ junges Gebiet. Wie wir heute wissen, prägt kein anderer Lebensabschnitt den Menschen und damit unsere Kultur in stärkerem Ausmaß als die Kindheit. Doch in unserer Vergangenheit war die Sichtweise anders, bis ins Mittelalter galt ein Kinderleben nicht viel. Kinder mussten früh ihren Anteil zum Broterwerb beitragen, sie wurden als unfertige Erwachsene angesehen. Der Kindesmord, wenngleich in den meisten Kulturen vom frühen Ägypten an bis zum Europa des Mittelalters verboten, war bis zum Ende des 17. Jahrhunderts weit verbreitet. Noch im England des 18. Jahrhunderts betrug beispielsweise die zu erwartende Strafe für eine Frau, die überführt wurde, einen Säugling auszusetzen, ca. einen Monat Arbeitsdienst. Bei unehelichen Kindern war man eher großzügiger (Radbill 1974). Man ließ Kinder, die nicht erwünscht waren, einfach sterben. "Das Faktum, dass man der Natur nachhalf, um Lebewesen verschwinden zu lassen, die so wenig dazu angetan schienen, vollwertige Menschen zu sein, gestand man nicht ein, aber man schämte sich dessen auch nicht weiter. Es gehörte zu den moralisch neutralen Dingen, die in den ethischen Grundsätzen der Kirche wohl verdammt, aber insgeheim dennoch praktiziert wurden" (Ariès 1975: 55).

Vielleicht lässt sich dieses aus heutiger Sicht grausame Verhalten am besten aufgrund wirtschaftlicher Notwendigkeiten erklären. Wenn die Nahrung für alle zu knapp war, blieb nicht viel anderes übrig, als auszuwählen, wer überleben sollte. Im antiken Rom wurde der Kindesmord im Jahre 318 verboten, ab dem Jahre 374 konnten Kindesmörder mit dem Tod bestraft werden (Corby 2000). Nicht erwünschte Kinder wurden dort allerdings ganz offen ausgesetzt. Boswell (1990) betont, dass dabei die Hoffnung bestand, dass das Kind von jemandem aufgefunden und aufgenommen wurde. Das Aussetzen der Kinder wird als Versuch der Eltern angesehen, den Kindern ein Überleben zu ermöglichen, wenn sie es selbst nicht konnten. Doch sind dabei ohne Zweifel viele Neugeborene elend umgekommen.

Körperliche Misshandlungen von Kindern und Prügel dürften über Jahrtausende eher die Regel als die Ausnahme dargestellt haben. Das strenge und teilweise grausame Verhalten der Griechen und Römer gegenüber ihren Kindern ist vielfach belegt, Dienstboten und Kinder waren bis zum Ende des 17. Jahrhunderts Eigentum des Hausvaters, der über sie das Züchtigungsrecht hatte (Engelsing 1978). Die Methoden in pietistischen Schulen und Internaten gli-

chen eher denjenigen früherer Strafanstalten als einer Schule heute: Prügel wurden als notwendiges Mittel für einen Lernerfolg angesehen, das Ziel der Bildung bestand darin, angeborene Schwächen auszugleichen und einen tugendhaften Charakter zu produzieren (Blankerts 1992).

Hinsichtlich der emotionalen Geborgenheit von Kindern in der Familie differieren die Ansichten der Historiker. Aries (1975) stellte die These auf, dass bis zum Ende des 15. Jahrhunderts Kinder als Teil einer größeren Gemeinschaft zumindest in emotionaler Geborgenheit aufwuchsen, und dies erst mit der Isolierung der Familie zur abgeschlossenen Einheit verloren ging. DeMause (1980) kann aus seiner Sichtung der Quellen diese These nicht teilen. Seiner Ansicht nach waren die Bedingungen, unter denen Kinder aufwuchsen, über den gesamten historisch dokumentierten Zeitraum hinweg aus heutiger Sicht bewertet schlichtweg katastrophal: „Die Geschichte der Kindheit ist wie ein Alptraum, aus dem wir gerade erst erwachen. Je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, je unzureichender wird die Pflege der Kinder, die Fürsorge für sie, und desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, dass Kinder getötet, ausgesetzt, geschlagen, gequält, und sexuell missbraucht wurden“ (a.a.O., S.12).

Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts vollzog sich ein Wechsel in der gesellschaftlichen Wertung der Kindheit. In New York wurde 1875 die "Society for the Prevention of Cruelty to Children" gegründet. Zuvor hatte der Fall des Mädchen Mary Ellen Furore gemacht. Sie war von ihren Adoptiveltern aufs Schlimmste misshandelt und vernachlässigt worden, ohne dass die Polizei einschritt, da es keine Gesetze zum Schutz der Kinder gab. Erst auf Intervention des Präsidenten des ersten, vier Jahre zuvor gegründeten Tierschutzverbandes wurde das Mädchen von den Adoptiveltern getrennt und gegen diese ein Gerichtsverfahren eröffnet. Ebenfalls im Jahre 1875 wurde in Deutschland der "Verein zum Schutze der Kinder gegen Ausnutzung und Misshandlung" gegründet.

Freud (1886) bestürzte seine Hörerschaft auf einem Vortrag der Wiener Ärztesellschaft, indem er behauptete, dass die Ursache der Hysterie in frühen sexuellen Traumatisierungen bestehe. Er wandte sich von dieser Verführungstheorie genannten Annahme jedoch im weiteren dahingehend ab, dass es sich hierbei nicht um manifeste Erlebnisse handeln müsse, sondern ebenso um phantasierte handeln könne. Dem Unterschied maß Freud in der Folge wenig Bedeutung zu. Die Ergebnisse des Entwicklungspsychologen John Bowlby in den 50er Jahren und sein beharrlicher Einsatz für die Bedeutung der Bindung

zu den primären Bezugspersonen bewirkte eine Aufmerksamkeitslenkung auf die tatsächlich erfahrenen Elternbeziehungen. Bowlby (1951), Dührssen (1958), Harlow (1965) und Spitz (1945; 1946) zeigten die dramatischen Folgen fehlender emotionaler Beziehungen auf.

2 Modelle zur Erklärung der Auswirkungen verschiedener Kindheitsbelastungen

Die vorliegenden Modelle zur Erklärung der Langzeitfolgen von Kindheitsbelastungen lassen sich im wesentlichen einer von fünf Kategorien zuordnen. (1) Zunächst liegt es nahe, dass manifeste Kindheitsbelastungen die normale Entwicklung verzögern. Kinder, die schwere Traumata zu bewältigen haben, können sich schwerer den normalen Entwicklungsaufgaben zuwenden als Kinder, die von solchen Ereignissen verschont blieben. (2) Eine weitere Gruppe von Theorien fokussiert auf die Bewältigung Kindheitsbelastungen, hier stehen die Erinnerungen an die traumatischen Erlebnisse im Mittelpunkt. Die Theoriebildung erfolgte hier insbesondere in bezug auf den sexuellen Missbrauch. (3) Seit Ende der 1970er Jahre sind vermehrt Arbeiten zu finden, die Personen mit hohen Kindheitsbelastungen, die jedoch als Erwachsene keine gravierenden Folgen, sondern vielmehr eine gelungene Lebensanpassung¹ zeigen, untersuchen. Hierin werden protektive Faktoren bzw. Resilienz untersucht. (4) Fehlende bzw. unsichere Bindungen zwischen Eltern und Kindern bilden einen weiteren Schwerpunkt der Forschung nach psychosozialen Belastungsfaktoren. (5) Unter dem Begriff der Entwicklungspsychopathologie werden solche Ansätze beschrieben, die die vorhergehenden vier zu integrieren suchen.

2.1 Entwicklungsaufgaben

Der Begriff der Entwicklungsaufgabe ist ein zentraler Bestandteil der ökologischen Entwicklungspsychologie. Diese verbindet Individuum und Umwelt, indem sie kulturelle Anforderungen mit individuellen Leistungen in Beziehung setzt. Dabei kommt dem Individuum eine aktive Rolle bei der Gestaltung der eigenen Entwicklung zu. Im Gegensatz zu Entwicklungstheorien wird Entwick-

¹ Mit Anpassung wird hier und im folgendem der englische Begriff „Adaptation“ übersetzt. Darunter werden Maße der sozialen und beruflichen Anpassung verstanden, in Meta-Analysen wird manchmal auch die Abwesenheit psychischer Beschwerden oder Erkrankungen subsumiert.

lung nicht nur als das Resultat vergangener Ereignisse angesehen, sondern auch aus vorweggenommenen zukünftigen Geschehnissen. "Eine Entwicklungsaufgabe ist eine Aufgabe, die sich in einer bestimmten Lebensperiode des Individuums stellt. Ihre erfolgreiche Bewältigung führt zu Glück und Erfolg, während Versagen das Individuum unglücklich macht, auf Ablehnung durch die Gesellschaft stößt und zu Schwierigkeiten bei der Bewältigung späterer Aufgaben führt" (Havighurst 1982).

In der Regel können diese Aufgaben nur in bestimmten Lebensabschnitten bearbeitet werden. Kann ein Kind bzw. ein Jugendlicher die Entwicklungsaufgaben nicht abarbeiten, weil beispielsweise bestimmte Traumata bzw. deren Bewältigung in dieser Zeit die Kapazitäten beanspruchen, so kann es zu einer Verzögerung der Erledigung der Entwicklungsaufgaben kommen, die dann dazu führt, dass andere, entwicklungsbedingt später liegende Aufgaben nicht oder nur teilweise bewältigt werden können. Jede Verzögerung oder unzureichend bewältigte Aufgabe führt zu einer Belastung der Person. Auf diese Art können sich Defizite kumulieren. Als Folge von Kindheitsbelastungen sollten sich nach diesem Modell insbesondere bei den Entwicklungsaufgaben der Adoleszenz Defizite zeigen.

2.2 Kindheitsbelastungen als Traumata

Neben Einschränkungen in der allgemeinen Entwicklung durch Kindheitsbelastungen gibt es verschiedene Modelle, die spezifische Folgen der Traumata und ihre langfristigen Auswirkungen auf die Person betrachten. Solche Modelle waren zunächst einfach und linear und zeigten nur geringe Varianzaufklärung in bezug auf Langzeitfolgen. Neuere Modelle berücksichtigen Interaktionen von Belastungs- und Schutzfaktoren und bilden damit die kindliche und jugendliche Erlebniswelt weit besser ab. Dies bewirkt aber auf der anderen Seite, dass die Erfassung der notwendigen Merkmale wesentlich aufwendiger wird, ebenso die mathematische Formulierung der zu prüfenden Beziehungen.

Zunächst bedarf die Annahme, dass Belastungen der frühen Kindheit zu relevanten Beeinträchtigungen im Erwachsenenalter führen können, die teilweise erst nach einer Latenzzeit von Jahren deutlich werden, einer theoretischen Formulierung der vermittelnden Mechanismen. Kendall-Tackett (2002) beschreibt hierzu vier Wege, über die Kindheitsbelastungen zu langfristigen Störungen führen können. Diese sind: (1) Risikoverhalten, (2) Beeinträchtigung der sozialen Beziehungen, (3) kognitive und (4) emotionale Prozesse. Risiko-

verhalten bezieht sich auf Substanzabhängigkeiten oder -missbrauch, Übergewicht und Ess-Störungen, Suizidversuche, sexuelles Risikoverhalten und Rauchen. Der Mechanismus der Entwicklung von Langzeitfolgen über gesundheitsschädigendes Verhalten wird von Fellitti et al. (1998) in der Untersuchung des Auftretens körperlicher Erkrankungen in den Mittelpunkt gestellt, sie berücksichtigen zusätzlich zu den vorhergenannten Faktoren die fehlende körperliche Bewegung. Kendall-Tackett führt interessanterweise auch Schlafstörungen als mögliche gesundheitsschädigende verhaltensbezogene Folge von Kindheitsbelastungen auf. Obwohl Schlafstörungen nicht direkt als Verhalten bezeichnet werden können, haben sie doch in vielen Fällen eine deutliche verhaltensbezogene Komponente, beispielsweise wenn unregelmäßige Lebensgewohnheiten vorliegen.

Der zweite von Kendall-Tackett (2002) beschriebene Weg der Langzeitfolgen von Kindheitsbelastungen führt über eine Beeinträchtigung der sozialen Kontakte. Die Hypothese lautet, dass missbrauchte oder misshandelte Kinder in sozialen Beziehungen entweder zu übermäßiger Nähe oder zu Vermeidung tendieren und nur schwer einen Mittelweg einschlagen können (vgl. Becker-Lausen & Mallon-Kraft 1997; Helgeson & Fritz 1999). Beides kann auf Dauer soziale Beziehungen belasten und führt in extremen Fällen zur Vereinsamung. Insbesondere in bezug auf den sexuellen Missbrauch nennt Kendall-Tackett als einen weiteren, interpersonalen Mechanismus die Reviktimisierung. Demnach haben Opfer kindlichen sexuellen Missbrauchs ein höheres Risiko, im Erwachsenenalter erneut missbraucht zu werden (Fergusson, Horwood & Lynskey 1997).

Als zwei weitere Wege der Vermittlung nennt Kendall-Tackett (2002) kognitive und emotionale Prozesse. Misshandlung und Missbrauch lösen generalisierte Erwartungen aus, dass die Welt und insbesondere andere Menschen gefährlich, unvorhersehbar und unkontrollierbar seien (vgl. Kapitel 2.2.1). Gleichzeitig ist unspezifisches Misstrauen anderen Personen gegenüber mit verschiedenen psychologischen und physiologischen Parametern assoziiert (z. B. Egle & Hoffmann 2000; Heim, Newport, Miller & Nemeroff 2000). An emotionalen vermittelnden Mechanismen nennt Kendall-Tackett das Auftreten von Depressionen und Posttraumatischen Belastungsstörungen (PTSD), die zu Beeinträchtigungen in weiten Lebensbereichen führen können. Zu beachten ist, dass diese vier Mechanismen zur Erklärung von Langzeitfolgen nicht unabhängig voneinander wirken, sondern vielfach ineinander verzahnt sein können. So führt beispielsweise die Entwicklung einer Depression als Folge einer manifesten Kindheitsbelastung oder belastenden Situation häufig zu sozialem

nifesten Kindheitsbelastung oder belastenden Situation häufig zu sozialem Rückzug, körperlicher Inaktivität und anderem Risikoverhalten (Rauchen, Substanzmissbrauch, etc).

2.2.1 Posttraumatische Belastungsstörungen

Es liegt nahe, die Folgen traumatischer Kindheitsbelastungen mit den gleichen Begriffen zu beschreiben, wie sie für traumatische Erlebnisse im Erwachsenenalter verwendet werden. Denn es handelt sich um Erlebnisse, die von den Betroffenen als überwältigend und existenziell bedrohend erlebt werden. Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden hierzu unter unterschiedlichen Bezeichnungen ähnliche Krankheitsbilder als Folge von Kriegserlebnissen, technischen und Naturkatastrophen beschrieben (z. B. soldiers heart, shell-shock, railway spine, traumatic neurosis, Parry-Jones & Parry-Jones 1994). Ende der 1970er Jahre wurde hierzu in den diagnostischen Manualen ICD-9 und DSM-III die Kategorie der Posttraumatischen Belastungsstörung (PTSD, heute ICD-10: F43.1, DSM-IV: 309.81 World Health Organization 1992; American Psychiatric Association. 1994) aufgenommen. Beide Manuale weisen gewisse Unterschiede in der Definition der Störung auf (z. B. Turnbull 1998; Shalev 2001). Gemeinsam bezeichnen sie eine anhaltende Störung auf ein belastendes Ereignis, die durch Intrusionen (z. B. in Form von Alpträumen), ein allgemeines Hyperarousal sowie Vermeidungsverhalten auf Reize, die an die Situation erinnern, gekennzeichnet sind.

Es gibt verschiedene Schwerpunktsetzungen in den Erklärungen für das Zustandekommen der Posttraumatischen Belastungsstörung (z. B. Turnbull 1998; Ehlers & Clark 2000; Malt 2000). Die älteste bezieht sich darauf, dass es sich hier um ein den Organismus überwältigendes Ereignis handelt, das unerträgliche Angst und Hilflosigkeit auslöst. Ein solches Ereignis wird nicht wie andere vergessen oder in die Lebenserfahrung integriert, sondern bleibt isoliert und unbewältigt im Gedächtnis erhalten. Der Aspekt der Integration in bestehende Schemata wurde insbesondere von Horowitz (1976) hervorgehoben. Demnach versucht der Organismus vergeblich, die Erinnerungen an solche extreme Erlebnisse in seine vorher existierenden Weltbilder einzubauen. Solange diese Integration nicht abgeschlossen ist, bleiben die Erinnerungen lebendig und stören andere Gedanken (vgl. hierzu auch Brewin & Andrews 1998). Diese Theorie erklärt die Intrusionen. Ein weiterer Aspekt wurde von Janoff-Bulman (1992) betont. Durch das Erlebnis einer traumatischen Situati-

on, die existenziell bedrohlich erlebt wird, kann das Gefühl der Sicherheit in der Welt nachhaltig zerstört werden. Dieser Aspekt erklärt das Hyperarousal sowie die Vermeidung und könnte in der Verarbeitung kindlicher Traumata eine besondere Rolle spielen.

Auf der anderen Seite hat das Konzept der Posttraumatischen Belastungsstörung als Erklärungsmodell für Kindheitstraumata weitgehende Kritik erfahren. Diese bezieht sich zum einen auf die Art der Reaktion. Gleichmaßen wie bei Erwachsenen entwickelt nur eine Minderheit der Kinder Symptome einer PTSD, viele Kinder entwickeln keine, manche hingegen andere Symptome. So sind Verhaltensauffälligkeiten, Angst und depressive Reaktionen zusammen häufigere Folgen von Kindheitstraumata als die PTSD. Eine weitere Kritik bezieht sich auf die Art des Ereignisses. Die PTSD stellt definitionsgemäß die Folge eines einzelnen, isolierten, kurz oder lang andauernden Ereignisses (z. B. Naturkatastrophe) - oder einer von der alltäglichen Umgebung abweichenden Situation (z. B. Krieg). Kindheitsbelastungen wie sexueller Missbrauch oder Misshandlungen können aber in extremen Fällen die alltägliche Lebensumwelt darstellen. In solchen Fällen müssen andere Theorien herangezogen werden.

2.2.2 Modelle zur Erklärung der Folgen von kindlichem sexuellen Missbrauch

Der kindliche sexuelle Missbrauch hat in der theoretischen Auseinandersetzung im Vergleich zu anderen Kindheitsbelastungsfaktoren vergleichsweise viel Aufmerksamkeit gefunden und soll exemplarisch beschrieben werden. So wurden verschiedene spezifische Modelle zur Erklärung der Folgen und zu Formen der Verarbeitung entwickelt. Finkelhor und Brown stellten im Jahre 1985 (vgl. auch Finkelhor 1987; Kendall-Tackett, K. A., Williams & Finkelhor 1998) ein Modell auf, dass die Folgen sexueller Traumata auf vier Ebenen beschreibt: (1) Traumatische Sexualisierung bezieht sich auf nicht altersgemäße sexuelle Erfahrungen. Hierunter fällt beispielsweise die Erwartung von Belohnungen für sexuelles Verhalten, der Einsatz sexueller Verhaltensweisen zur Durchsetzung eigener Wünsche, fetischistische Beziehungen zu bestimmten Körperteilen, diffuse und abweichende Vorstellungen von sexuellem Verhalten und Moral sowie konditionierte Ängste und negative Erinnerungen in bezug auf Sexualität. (2) Die zweite Ebene in diesem Modell ist das „Gefühl des Betrogen-Werdens“. Insbesondere, wenn es sich beim Täter um eine Bezugs-

person handelt, wird ein Kind die Diskrepanz zwischen der geliebten Person und dem nicht angebrachten sexuellen Verhalten als Vertrauensbruch erleben. Dies geschieht entweder direkt, oder, insbesondere bei einem sehr jungen Kind, erst zeitlich später, wenn es realisiert, was ihm zugefügt wurde. Finkelhor weist darauf hin, dass dieser Vertrauensbruch zusätzlich auch indirekt erlebt werden kann, beispielsweise dadurch, dass die Mutter nicht in der Lage ist, es vor dem Missbrauch zu schützen. (3) Ferner erlebt das Kind eine Stigmatisierung durch die Tatsache, dass es sexuell missbraucht wird. Diese kann entweder direkt durch den Täter erfolgen, beispielsweise durch Abwertungen mit dem Ziel, die Geheimhaltung zu gewährleisten. Sie kann aber auch indirekt erfolgen, indem die negative Bewertung des sexuellen Missbrauchs auf sich selbst als Person generalisiert wird. Gefühle der Schuld, Scham und des Außenseitertums können bei sexuell missbrauchten Kindern bis ins Erwachsenenalter anhalten. (4) Schließlich erlebt sich das Kind durch die Missbrauchssituation als macht- und hilflos. Beim gewalttätigen Missbrauch kann dies direkt mit der Angst vor Tod oder Verletzung verbunden sein, aber auch in Fällen, in denen Kinder zu sexuellen Aktivitäten überredet werden, ohne dass Gewalt oder deren Androhung im Spiel ist, kann die wiederholte Erfahrung einer Verletzung der körperlichen Unversehrtheit zu Gefühlen der Machtlosigkeit führen.

Im Zusammenhang mit Piagets (1965) Modell der Entwicklung des moralischen Urteils entwickelte Celano (1992) eine Klassifikation häufiger internaler Attribuierungen nach dem Alter, zu dem der Missbrauch geschah. Kinder unter 6 Jahren sehen Erwachsene als allmächtig an und fühlen Scham und Schuld für Verhalten Erwachsener, das sie als falsch erleben. Insbesondere fühlen sie sich verantwortlich dafür, (1) einen Missbrauch nicht oder nicht rechtzeitig als solchen entdeckt zu haben, (2) nicht oder nicht rechtzeitig versucht zu haben, den Missbrauch zu beenden und (3) nicht oder nicht rechtzeitig Hilfe von außen gesucht zu haben. Da Kinder in diesem Alter das Ausmaß der Schuld an den Folgen und nicht an den Intentionen festmachen, übernehmen sie (4) innerlich oft auch die Verantwortung für die Folgen einer evtl. Aufdeckung des Missbrauchs (z. B. Zerrüttung der Familie). In der Latenzzeit verschiebt sich die moralische Orientierung vom Erwachsenen als Autorität auf die Einhaltung von Regeln, die als fair angesehen werden. Dabei sind Kinder in diesem Alter aber noch nicht in der Lage, mögliche Tricks der Verführer zu durchschauen. Sie fühlen sich zusätzlich verantwortlich, (5) ein „Spiel“ mitgespielt zu haben, das sie hätten vermeiden können, (6) evtl. Belohnungen dafür angenommen

zu haben. Sie fühlen sich (7) gegebenenfalls auch für den Missbrauch jüngerer Geschwister verantwortlich. Dies kann gleichermaßen durch eine Offenbarung des eigenen Missbrauchs geschehen wie durch seine Nicht-Offenbarung, je nachdem welche Zusammenhänge ein Kind herstellt. In der Adoleszenz erlangen die Kinder die Fähigkeit, auf sich selbst zu reflektieren, und eigene Motive und Fantasien der Situation zu erkennen, beispielsweise wenn Belohnungen angenommen wurden oder anderweitig ein Vorteil daraus gewonnen wurde. Da das Selbstbild aber noch ungefestigt ist, können hieraus Übernahmen von Verantwortung erfolgen, die aus der Sicht Erwachsener ungerechtfertigt erscheinen. Allein durch die Tatsache, sich nicht vor dem Missbrauch geschützt haben zu können, leidet (8) in der Adoleszenz der Selbstwert.

2.3 Resilienz

In der Forschung zu protektiven Faktoren oder Resilienz lassen sich zwei grundsätzliche Positionen gegenüberstellen: Die Puffer- und die Haupteffekthypothese. Unter der Haupteffekthypothese werden Faktoren untersucht, die auf eine erfolgreiche Lebensanpassung im Erwachsenenalter deuten. Ein solcher Ansatz wurde beispielsweise von Werner und Smith im Jahre 1982 gewählt (später 1992; 2001 wurde ein anderes Verfahren verwendet). Die Autorinnen nahmen neben einer Vielzahl an Belastungsfaktoren auch protektive Faktoren (z. B. hohe Intelligenz, eine offene, extravertierte Persönlichkeit und ein positives soziales Umfeld) in eine multivariate Analyse auf. Hier wurden die Gewichte für Mädchen und Jungen separat empirisch mittels Diskriminanzanalysen bestimmt. Die Vorstellung hierbei ist, dass protektive Faktoren das Vorhandensein von Belastungen wie auf einer Balkenwaage ausgleichen können, wenn sie in ausreichendem Ausmaße vorliegen. Ein ähnlich konstruierter Belastungsscore wurde von Rodgers (1991) verwendet. Kritisch an solchen Modellen ist, dass hierin nur die Quantität der unterschiedlichen Belastungen und der protektiven Faktoren berücksichtigt wird und nicht deren Qualitäten (Bender & Lösel 1997, 2000).

Modelle zur Pufferhypothese wurden detailliert von Rutter (z. B. in Rutter 1987, 1990; Rutter & Maughan 1997) ausgearbeitet. Er schlug vor, diejenigen Mechanismen zu untersuchen, die die Wahrscheinlichkeiten negativer Konsequenzen als Folge von erlebten Kindheitsbelastungen verringern oder mit deren Hilfe negative Kettenreaktionen (z. B. Kind wird regelmäßig geschlagen, entwickelt Angst, verliert Freunde, versagt in der Schule) unterbrochen werden

können. Dieser eher klinische Ansatz hat den Vorteil einer stärkeren Orientierung am Individuum. Er erfordert aber präzise Kenntnisse zur individuellen Lebensgeschichte, da hier die zeitliche Abfolge der Ereignisse relevant ist. Daten zu diesem Modell sind praktisch nur in Längsschnittstudien zu erheben, in retrospektiven Befragungen lassen sich zeitliche Bestimmungen nur unzureichend vornehmen. Der Vorteil einfacher Summationsmodelle liegt darin, dass sich die hierzu erforderlichen Daten vergleichsweise valide retrospektiv erheben lassen (Hardt & Rutter 2004).

Protektive Faktoren sind in Ansätzen der Entwicklungspsychopathologie, wie sie in Kapitel 2.5 skizziert werden, enthalten. Ein häufiger diskutierter protektiver Faktor ist eine sichere Bindung oder gute Eltern-Kind-Beziehungen. Zimmermann (2002) stellt die Bindungstheorie sogar ausdrücklich als ein Resilienzmodell dar. Eine effektive individuelle Emotionsregulation basierend auf stabilen internen Arbeitsmodellen zu sozialen Interaktionen liefert die Ressource zur Bewältigung manifester Belastungen. Da die Rolle der Eltern-Kind-Beziehungen in dieser Arbeit einen Schwerpunkt bildet, werden die Ergebnisse zur Resilienzforschung an dieser Stelle nicht vertieft.

2.4 Eltern-Kind-Beziehungen

Die heute gängige Theorie zur Bindung zwischen Kind und primärer Bezugsperson wurde Mitte des letzten Jahrhunderts von Bowlby entwickelt (1969; 1973; 1980). Jedoch wurde die Mutter-Kind-Beziehung bereits in früheren Theorien hervorgehoben und ihr eine besondere Bedeutung für die weitere Entwicklung des Individuums zugewiesen. Interessanterweise wurde ihr Zustandekommen von den beiden großen psychologischen Richtungen, Psychoanalyse und Lern-Theorie, ähnlich erklärt. Nach Freud (1982) entwickelt sich beim Kind die Bindung zur Mutter durch die Befriedigung seines Hungers. Zuerst soll sich eine Bindung zur mütterlichen Brust entwickeln, die später auf die Person der Mutter erweitert wird und die erste Objektbeziehung bildet (zusammenfassend vgl. Asendorpf, J. B. 1999). Nach dem verhaltenstheoretischen Modell bildet das Stillen des Hungers in ähnlicher Weise zunächst einen primären Verstärker, die Person der Mutter generalisiert in der Folge zum sekundären Verstärker (Foppa 1999). Beide Ansichten sind unzutreffend. Experimente an Rhesusaffen, die sofort nach der Geburt von ihren Müttern getrennt wurden, belegten dies eindrucksvoll (Harlow, Dodsworth et al 1965). Die Tiere wuchsen in einem Käfig auf, der zwei Attrappen der Mutter enthielt. Eine be-

stand aus Draht, spendete aber Milch und Wärme. Die andere war weich und mit Fell verkleidet. Es zeigte sich, dass die Tiere, nachdem sie satt getrunken waren, die Fellmutter aufsuchten und sich ankuselten, obgleich diese kein Bedürfnis nach Nahrung oder Wärme zu stillen vermochte.

Bowlby's Theorie vermag dieses Verhalten besser zu erklären. Hiernach ist das Bedürfnis nach Bindung beim Menschen und anderen Primaten angeboren. Das Bindungsverhalten dient insbesondere dem Schutz in einer gefährvollen Situation. Die meisten höherentwickelten Tiere haben ein solches angeborenes Programm, das bei Gefahr aktiviert wird. Beispielsweise flüchten, je nach Spezies, Tierbabys bei Gefahr auf einen Baum, verkriechen sich in einer Höhle etc., d.h. sie zeigen ein spezifisches, angeborenes Verhaltensmuster. Für den Menschen und andere am Boden lebende Primaten gab es keinen solchen allgemeinen Rückzugsort, der bei Gefahr generell Sicherheit gab. Es bildete sich im Verlauf der Evolution ein Bedürfnis nach Nähe zur primären Bezugsperson aus. Dieses Bedürfnis wird in drei Arten von Situationen aktiviert: Bei Gefahr von außen, wenn die Bezugsperson das Kind verlässt und bei Müdigkeit oder Unwohlsein des Kindes. Auf Seite der Eltern löst das Bindungsverhalten, zusammen mit anderen angeborenen Verhaltensweisen des Kindes wie Lächeln und Schreien, ebenfalls die Bindung verstärkende Reaktionen aus, so dass eine gegenseitige feste Bindung zwischen Eltern und Kind entsteht.

Das Bindungsverhalten etabliert sich überwiegend in der Zeit zwischen dem 6. und 24. Lebensmonat, zwischen dem 12. und 18. Monat lässt es sich bereits valide erfassen. In dieser Zeit wird das Bindungsverhalten als Eigenschaft der Dyade zwischen primärer Bezugsperson und dem Kind angesehen. Verantwortlich für die Entwicklung einer sicheren Bindung ist insbesondere die Feinfühligkeit der primären Bezugsperson. Hiermit ist die Fähigkeit gemeint, auf die Bedürfnisse des Kindes adäquat einzugehen. Nach Bowlby ist die für die Entwicklung des Bindungsstiles sensitive Periode etwa mit dem 5. Lebensjahr abgeschlossen. Insbesondere bei stabiler Umwelt wird der Bindungsstil zur primären Bezugsperson vom Kind im Verlauf dieser Lebensjahre zunehmend internalisiert. In dieser Zeit bilden sich stabile kognitive und affektive Repräsentationen vom Selbst und von der Umwelt aus, die überwiegend nonverbal und unbewusst bleiben (Bowlby 1969). Das Kind entwickelt einen Plan, um Zuwendung der Mutter zu bekommen (Main, C. J. & Solomon 1990). Im Verlaufe der weiteren Kindheit und Jugend bleibt das Bindungsverhalten Gegenstand ständiger Entwicklung, das insbesondere bei veränderter Umwelt (Tod

oder Trennung von der primären Bezugsperson) starken Veränderungen unterliegen kann. Wichtig wird in der Phase ab dem 6. Lebensjahr vor allem die Verfügbarkeit der primären Bezugsperson, auf die ein sicher gebundenes Kind in Situationen, die es alleine nicht bewältigen kann, zurückgreift (Bowlby 1973). Mit dem Beginn des Erwachsenenalters stellt das Bindungsverhalten nach Bowlby fortan eine feste und schwer zu beeinflussende Größe im weiteren Leben dar.

Auch in Situationen von Geborgenheit kann das Bindungsverhalten relevant sein. Asendorpf (1997) formuliert: „Kinder suchen die Bezugsperson in bestimmten Zeitabständen auf, sozusagen um Geborgenheit zu tanken“ (a.a.O., S. 289). In solchen Situationen kommt nach Bowlby ein weiteres, angeborenes Bedürfnis zum tragen, und zwar die Welt zu erkunden. Dies dient evolutionstheoretisch einer möglichst frühen Anpassung an die Gegebenheiten der Umwelt. Die beiden Annahmen der Bindung und des Bedürfnisses nach Exploration beruhen auf der Verbindung der Beobachtung von Verhaltensweisen von Kindern, beispielsweise, dass ein Kind bei einem lauten Geräusch im Spiel aufschreckt und zu seiner Mutter läuft, und Erkenntnissen aus der Verhaltensforschung der damaligen Zeit. Sie können evolutionstheoretisch im Sinne einer Verbesserung der Überlebenswahrscheinlichkeiten interpretiert werden. Damit kommen Eltern in der Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren zwei wesentliche Aufgaben zu: Einerseits die notwendige Geborgenheit zu spenden und andererseits das Explorationsverhalten unter Beachtung der notwendigen Einschränkungen so weit wie möglich zu fördern.

2.4.1 Bindungsstile

Als Psychiater interessierte sich Bowlby früh für abweichende Formen des Bindungsverhaltens. Seine Schülerin, Mary Ainsworth (Ainsworth, Blehar, Waters & Wall 1978) entwickelte eine standardisierte Testsituation für Kinder im Alter von 12-18 Monaten, um deren Bindungsverhalten zu untersuchen und zu kategorisieren. Nach einer kurzen Eingewöhnungsphase von drei Minuten, in der Mutter und Kind in einem Raum spielen, betritt eine fremde Person den Raum, bleibt zuerst schweigsam, unterhält sich dann mit der Mutter, und spricht dann das Kind an (jeweils für eine Minute). Daraufhin verlässt die Mutter den Raum für maximal drei Minuten. Falls das Kind weint oder schreit, kommt sie bereits früher wieder. Es folgt eine zweite, ähnlich strukturierte

Trennung von maximal sechs Minuten mit anschließender Wiedervereinigung mit der Mutter. Insgesamt dauert der Test etwa 20 Minuten.

In dieser standardisierten Stress-Situation (Strange Situation Test) konnten Ainsworth et al. (1978) zunächst drei Bindungsstile unterscheiden. Der Stil B (engl.: bonded = gebunden), sicher gebundene Kinder, macht den Großteil in Stichproben von gesunden Kindern und Eltern aus. Die Kinder ertragen das kurze Alleinsein mit der fremden, freuen sich aber, wenn die Mutter zurückkehrt und gehen offen auf sie zu. Unsicher gebundene Kinder hingegen ließen sich in zwei Untergruppen einordnen (vgl. z. B. Fremmer-Bombik 1999). Kinder der einen Gruppe vermieden auffällig den Kontakt zur Mutter. Sie taten entweder so als sei ihnen die Rückkehr der Mutter egal, oder liefen zwar auf sie zu, wendeten sich aber gleich wieder ab oder schlugen sie. Dieser Stil wurde vermeidend-ambivalent genannt (Stil A: engl.: avoidant = vermeidend). Kinder des anderen unsicheren Bindungstypus klammerten sich übermäßig an die Mutter an und wollten diese nicht mehr loslassen und zum Spiel zurückkehren. Dieser Stil wurde unsicher-verwickelt oder unsicher-ambivalent oder ängstlich-ambivalent genannt (Stil C: engl. unsecure-ambivalent oder unsecure-resistant).

Nicht alle Kinder ließen sich einem der drei Bindungsstile zuordnen, wie spätere Untersuchungen zeigten. Ein Teil der Kinder zeigte sowohl Aspekte des vermeidenden, des verwickelten und des sicheren Bindungsverhaltens. Jedoch wurden die drei Verhaltensformen nicht gezielt, sondern scheinbar wahllos eingesetzt. Man spricht in diesem Falle vom unsicher-desorganisiertem Bindungsstil (Stil D, Main, C. J. & Solomon 1990). Main und Solomon sehen diesen letzten Stil als besonders gefährdend für die Entwicklung einer späteren psychischen Störung an. Die genannten sicheren oder unsicheren Bindungsstilen sowie der unsicher-desorganisierte Bindungsstil entwickeln sich je nach Art der Reaktion der Bezugsperson. Während unsicher-vermeidend sowie unsicher-verwickelt gebundene Kinder es zwar schwerer haben als sicher gebundene Kinder, können sie zumindest einen klaren Handlungsplan entwickeln, um die Aufmerksamkeit der Bezugsperson zu erhalten. Der unsicher-desorganisierte Bindungstyp hingegen ist hierzu nicht in der Lage. Diesen Kindern fehlt eine klare Vorstellung davon, was sie tun müssen, um die Nähe einer anderen Person zu erreichen. Sie sind dadurch gekennzeichnet, dass sie entweder rigide an bestimmten Strategien festhalten um Kontakt herzustellen, oder aber völlig wechselhaft in sozialen Situationen agieren (Jacobvitz &

Hazen 1999). Ein situationsangepasstes Verhalten zeigen diese Kinder vergleichsweise selten.

Zur Erfassung des Bindungsverhaltens Erwachsener entwickelten George et al. (1985) ein standardisiertes Interview, das Adult Attachment Interview (AAI). In einem per Video aufgezeichnetem Gespräch sollen die Probanden ihre Beziehungen zu Mutter und Vater anhand von fünf Adjektiven charakterisieren und anhand von Beispielen beschreiben. Zur Auswertung des Adult Attachment Interviews existieren unterschiedliche Methoden (Zimmermann 1999). Die ursprüngliche Methode basiert auf einer Bewertung hinsichtlich 16 Skalen (z. B. Liebe, Strafe, Rollenumkehr, Main, M. & Goldwyn 1985-1993). Hierauf basierend existiert ein Q-Sort Verfahren (Kobak 1993), beide sind jedoch bis heute unveröffentlicht. Weitgehend durchgesetzt hat sich ein Verfahren, das insbesondere auf formalen Kriterien der Beschreibung beruht. Probanden, die offen kohärent über positive und negative Erinnerungen berichten, werden als autonom-sicher gebunden klassifiziert (entsprechend Typ B in der Klassifikation von Ainsworth et al.). Die weiteren Probanden werden in zwei bzw. drei Gruppen eingeteilt, unsicher-distanziert (entspricht Typ A), unsicher-verwickelt (entspricht Typ C) und ggf. unverarbeitet (entspricht Typ D). Es zeigen sich hohe Übereinstimmungen zwischen den verschiedenen Kodierungen des AAI (Zimmermann, Becker-Stoll & Fremmer Bombik 1997).

In einer kritischen Stellungnahme zur Bindungsforschung weist Rutter (1995) unter anderem auf folgende Punkte hin. Während die Aktivierung des Bindungssystems gut erklärt werden kann, besteht zur Ausformung der Bindungsstile bisher weniger gesicherte Evidenz. Modelle, die Bindungsstile in Form von diskreten Kategorien anstelle von Dimensionen erfassen, sind zu einfach. Hieraus ergibt sich nicht nur das praktische Problem der willkürlichen Grenz-Ziehung bei der Zuordnung einzelner Personen zu den Bindungsstilen, sondern auch ein theoretisches. Es ist um ein Vielfaches plausibler anzunehmen, dass die Bindungssicherheit von Personen auf einem Kontinuum variiert, statt dass es sicher vs. unsicher gebundene Personen gibt. Kategoriale Zuordnungen führen zudem in manchen Fällen zu paradoxen Ergebnissen. Beispielsweise wurden in einer Studie autistische Kinder im Strange Situation Test als sicher gebunden klassifiziert (Capps, Sigman & Mundy 1994, zitiert nach Rutter 1995). Weiterhin entwickeln sich die Bindungsstile nicht nur als Folge der Interaktionen mit den Bezugspersonen, sondern sind auch vom Charakter des Kindes mitbestimmt. Werden die Zusammenhänge zwischen Bindungsstilen und psychischen Störungen im Erwachsenenalter untersucht,

zeigen sich lediglich geringe bis moderate Zusammenhänge. Dies deutet darauf hin, dass die Folgen unsicherer Bindung von weiteren Faktoren beeinflusst werden. Untersuchungen an Kindern von berufstätigen Eltern zeigen, dass auch Kinder, die bei unterschiedlichen Bezugspersonen aufwachsen, sichere Bindungsstile entwickeln können. Aus einer evolutionstheoretischen Sichtweise wird oft angenommen, dass eine sichere Bindung den Normalfall darstellt und die unsicheren Formen Abweichungen darstellen. Dies beruht auf einem falschen Verständnis dieser Theorie, normalerweise fördert die Evolution eine Vielzahl von Verhaltensweisen und nicht eine einzige. Der Vergleich der Bindungsstile mit Definitionen über Störungen der Bindung, wie sie in den (psychiatrischen) Manualen (ICD-10, DSM-IV) festgelegt sind, zeigt nur teilweise Übereinstimmung.

Während die ursprüngliche Klassifizierung der Bindungsstile im Strange Situation Test die Beschreibung einer Dyade (z. B. Mutter-Kind) darstellt, geht man davon aus, dass diese Form der Beziehung internalisiert wird und zu einem Persönlichkeitsmerkmal, dem Bindungsstil, wird (Rutter 1995). Es zeigte sich, dass Kinder durchaus unterschiedliche Bindungsstile zu verschiedenen Personen aufweisen können. Wie werden diese integriert? Balancieren sich die unterschiedlichen Stile gegeneinander aus? Oder reicht das Vorhandensein einer sicheren Bindung, um andere unsichere Bindungen zu kompensieren? Bindungsstile stellen nur einen Aspekt der interpersonalen Beziehungen dar, andere Aspekte sollten nicht vernachlässigt werden. Personen haben in der Regel mehrere enge Beziehungen, die nicht nur in Termini der Bindungsstile beschrieben werden können. Im Englischen wird eine Unterscheidung zwischen „Attachment“ und „Bonding“ getroffen, für die es im Deutschen keine Entsprechung gibt. Das Bedürfnis, enge soziale Beziehungen zu anderen Personen einzugehen (attachment), scheint biologisch determiniert zu sein (Rutter 1980). Die Art der Gestaltung dieser Beziehungen (bonding) hingegen ist möglicherweise stärker von der Persönlichkeit und der sozialen Umgebung beeinflusst.

Zusammenfassend zeigen die Ergebnisse der Bindungsforschung teilweise eine gute Unterstützung für die von Bowlby aufgestellte Theorie. Insbesondere in Mittelschichtstichproben zeigt ein größerer Anteil der Probanden eine stabile Bindung von früher Kindheit bis zur Adoleszenz, als per Zufall erwartet werden kann. Einschränkend muss allerdings gesagt werden, dass die vorliegenden Studien in der Regel einen kleinen bis mittleren Stichprobenumfang aufweisen (ca. 50 Probanden). Dies beruht teilweise darauf, dass die Durchführung und